

denkstück

die Fondation auf Gedeih und Verderben ein Ausstellungshaus?

Nein, ist sie nicht. Für mich steht die einzigartige Sammlung ganz klar im Vordergrund. Die Sammlung ist unser Kapital. Die Sammlung setzt die Massstäbe. So muss es sein. Aber es wäre natürlich verfehlt zu sagen, die Ausstellungen seien zweitrangig. Ausstellungen sind extrem wichtig, nicht nur weil sie das Publikum bringen, sondern weil sie immer wieder auf die Sammlung verweisen. Streng genommen müssen unsere Ausstellungen immer ihr Fundament in der Sammlung haben. Ohne die Sammlung können wir keine Ausstellung machen.

Wie offen sind Sie denn für die zeitgenössische Idee vom Museum als Ereignisort? Wie viel Wirbel darf denn sein?

Ich bin natürlich völlig dagegen, die Kunst vom Publikum getrennt zu halten. Ich bin allerdings auch dagegen, aus dem Museum einen Eventraum zu machen. Kürzlich kam eine norwegische Studentin zu mir und fragte mich, ob man sagen könnte, die Museen seien die Kirchen von heute. Ich bin nicht dieser Meinung, aber ich denke doch, dass die Museen besondere Räume sein sollen. Das Museum ist ein besonderer Ort, dessen Besuch sich lohnt, wenn man erleben will, was einen – auch wenn es jetzt pathetisch klingt – bewegt in irgendeiner Weise.

Wie würden Sie die Fondation im Basler Umfeld von Kunstmuseum und Museum Jean Tinguely positionieren?

Es sind drei völlig unterschiedliche Museen, die sehr gut nebeneinander bestehen können. Wir sind ein Sammlermuseum, das Kunstmuseum ist ein Bürgermuseum und das Tinguely Museum ist ein Künstlermuseum.

Ein Blick in die Zukunft. Sollte die Sammlung der Fondation in die Gegenwart hinein verlängert werden?

Sie wird es ja. Anselm Kiefer ist Gegenwart. Und ich denke schon, dass sich die Sammlung mit aller Vorsicht der Gegenwart öffnen sollte. Aber ich habe durchaus Verständnis – und das lernt man hier im Hause schnell – für gewisse Qualitätsprobleme, die sich vor zeitgenössischer Kunst einstellen können. Oder sagen wir so: Wenn man mit Ernst Beyeler zusammen etwas ansieht, und er fragt, ob man das denn wirklich gut findet, dann muss man sich schon sehr genau überlegen, warum man es gut findet. Und vielleicht ist man ja in der Gegenwartskunst tatsächlich zu nachgiebig. Da ist jedenfalls Ernst Beyeler unbestechlich.



Die philosophische Kolumne von Andreas Urs Sommer

Heute:

# Provinzialismus

**PROVINZIALISMUS!** Ein Vorwurf, der Lokalpolitikerinnen ebenso treffen kann wie Theatermacher, Wirtschaftskapitäne ebenso wie Schriftstellerinnen. Und er trifft! Aber worin liegt genau der Vorwurf? Dass man sich nicht nach dem ausrichtet, was in der grossen, weiten Welt «angesagt» ist? Oder dass man gerade das sklavisch nachäfft?

Provinzialismus meint Hinterwäldlertum, meint, dass man nicht auf der Höhe der Zeit ist. Aber wer sind die Vorderwäldler, und wer legt fest, was die Höhe der Zeit fordert? Mitunter empfiehlt es sich vielleicht, so lange an Ort und Stelle zu verharren und seinen Lebensstil beizubehalten, bis man vom Kreislauf der Moden wieder eingeholt wird und plötzlich zur Avantgarde gehört.

**TRAUMA.** Mittelgrosse Städte entwickeln leicht ein Provinzialismus-Trauma. Sie kultivieren das Gefühl, von der Welt vergessen worden zu sein. Und zwar zu Unrecht vergessen. Alle wesentlichen politischen, wirtschaftlichen, kulturellen Dinge ereignen sich an anderem Ort – und die Beizen schliessen auch schon um elf. Was der mittelgrossen Stadt – nennen wir sie Basel – bleibt, ist entweder das Imitieren oder das Ignorieren dessen, was sich anderswo tut.

Aber es gibt noch eine dritte Möglichkeit: nämlich die kritische

und zugleich kreative Beobachtung sowohl seiner selbst als auch dessen, was man für das Zentrum hält. Es mag ja sein, dass die Entscheidungen in Zürich oder in New York getroffen werden – dennoch hat man einen beträchtlichen Spielraum, diese Entscheidungen zu modifizieren, bevor man sie sich zu eigen macht. Oder pointiert eine Gegenposition zu den von einem Zentrum ausgehenden Ideologien zu formulieren.

**ZENTRUMSANSPRUCH.** Im Basel des 19. Jahrhunderts gelang dies dem Mutterrechtsforscher Johann Jacob Bachofen, dem Kulturgeschichtler Jacob Burckhardt, dem Philologen und Philosophen Friedrich Nietzsche und schliesslich dem christentumkritischen Kirchenhistoriker Franz Overbeck gegenüber einem damals erdrückenden kulturellen und intellektuellen Zentrumsanspruch Berlins: Die vier Denker haben ihre Basler Randständigkeit und Provinzialität bewusst als Chance begriffen – als Chance zu tieferen Einsichten, zu einer weniger schönfärberischen Sicht der Welt, wie sie von Berlin aus verbreitet wurde. Man sieht schärfer, wenn man sich fernhält von dem, was im Zentrum für das Wahre und Gute gehalten wird.

Bei genauerem Hinsehen findet man gar kein Zentrum mehr. Es gibt keinen Ort, wo die Macht

der Entscheidung konzentriert wäre. Wer einmal einen Abstecher nach Washington oder New York unternimmt, wird schnell der dort herrschenden, sehr provinziell anmutenden Borniertheiten gewahr werden – und der Tatsache, wie wenig sich im Auge des Orkans wirklich tut.

Selbst die Londoner Pubs schliessen um zwanzig nach elf, und kein Künstler (mit Ausnahme vielleicht einiger Schweizer) wird mehr in Paris Inspiration suchen. Die Zentren selbst sind im Zuge der sozialen und medialen Pluralisierung peripher geworden: CEOs und Staatschefs treffen ihre Entscheidungen heute im virtuellen Raum der elektronischen Post. Mittlerweile leben wir in einer Welt, die zunehmend nur noch aus Provinz, aus Marginalität besteht.

**LEITKULTUR.** Daher liegt die Kunst nun darin, sich seine Provinzialität nicht nur bewusst zu machen (was traditionell den Baslern eher gelingt als den Zürchern), sondern sie in eine eigenständige und selbstbewusste Daseinsform zu verwandeln. Vor ein paar Jahren geisterte der Begriff der «Leitkultur» in antiprovinzialistischer Absicht durch die Gazetten. Man müsste ihn ummünzen: Wo wir sind, ist Leitkultur. Weil wir denken, was wir wollen, und die Randständigkeit als Privileg begreifen.